

## **Erich-Loest-Preis 2023**

### **Laudatio von Durs Grünbein**

**Preisverleihung am 24. Februar 2023, Mediocampus Villa Ida**

*Es gilt das gesprochene Wort*

#### **Die Einzelkämpferin**

Man hat mich vor dieser Rede gewarnt. Ich nehme mir die Freiheit, sie dennoch zu halten. Man hat, in gezielten Rundschreiben an Verlage und Redaktionen, versucht, Zweifel an der Person der Preisträgerin zu streuen. Was war das? Wollte man die Beteiligten einschüchtern, warnen, manipulieren? Ein Handlungsmuster, das mir seit meiner Schulzeit vertraut ist, und Ines Geipel, das weiß ich, im selben Sperrbezirk aufgewachsen, im selben sozialistischen Lager, auch.

Verzeihung, aber ich sehe allein darin schon eine Auszeichnung und den Verdacht bestätigt, daß die Wahl auf die Richtige fiel. Wobei eines gesagt sein muß: Es geht hier nicht um Erfolge im Leistungssport, sondern um LITERATUR. Es könnte, durchaus auch, um den SPORT gehen, um das Sportsystem DDR in all seiner Härte, um blaue Pillen, Mißbrauch, Abhängigkeiten, Schwangerschaftsabbrüche, um ein paar hundert Menschen oder tausende, minderjährig, volljährig, die ihre Gesundheit mit damals noch unabsehbaren Folgen wissentlich oder unwissentlich aufopferen für ein paar kurzfristige Siege. Wir verhandeln hier nicht den Sport, als Organisation menschlicher Unmündigkeit, wie es bei Elfriede Jelinek heißt, in ihrem Drama Ein Sportstück,

Metapher für Dinge, unter denen sich, „Gewalt heranschleicht“. Zum Glück wird hier keine Medaille vergeben nach einem Wettkampfsieg, nur ein Preis für schriftstellerische Verdienste. Und dies im Namen eines Autors, Erich Loest, dessen Werk und Haltung im SED-Staat schwerste Verfolgungen auf sich zogen, von denen auch die Bücher der Autorin, die hier geehrt wird, immer wieder berichtet hat aus historischer Perspektive. Der Neue Mensch, seine Formung unter idealen Bedingungen, und das Entsetzen darüber ist der Stoff, an dem sie sich abarbeitet - zu begreifen, was mit den Körpern unterm disziplinierenden Zugriff der Macht geschah.

Das Regime ist Geschichte, doch die Methoden seines Geheimdienstes funktionieren noch immer, gezielt wird der Erinnerungsdiskurs vergiftet. Zersetzung der Person war das erklärte Ziel aller operativen Maßnahmen des MfS gegen unliebsame Subjekte. Am Fall Ines Geipel kann man studieren, wie mit Abtrünnigen bis heute umgesprungen wird. Quälend zu sehen, wenn die Medien in aller medialen Unschuld dabei mitspielen. Lange gehörte den Opfern das Mikrofon, nun sollen auch die Täter endlich Erinnerung steuern dürfen. Restauration Ost: mit Relativierungen fängt es, es ist die bewährte Taktik. Die Zeit scheint günstig für einen gewissen DDR-Revisionismus.

Die Härten des Realsozialismus, nicht nur gegenüber seinen Kritikern und Dissidenten, auch gegen die eigenen Leute, sind Erich Loests literarisches Lebensthema gewesen. Sieben Jahre Zuchthaus Bautzen wegen konterrevolutionärer Umtriebe, die in Wahrheit nur offene Kritik war an der Niederschlagung des Arbeiteraufstands vom 17. Juni 53, Enttäuschung über die Niederschlagung des Ungarischen Volksaufstands 56. L. hatte geglaubt, daß es mit der unter Chruschtschow eingeleiteten Entstalinisierung der Sowjetunion ernst gemeint war. Doch dann folgte dem Tauwetter die nächste Eiszeit, mit Ulbrichts Mauerbau und der umfassenden Stasi-Herrschaft über die fortan

eingeschlossene Bevölkerung. Eine Anekdote, die Heiner Müller mir einst erzählte, gehört hierher. In einem Gespräch mit Otto Gotsche, Widerstandskämpfer und KPD-Funktionär, wurden dem jungen Dramatiker damals die Zähne gezogen. Es ging um den Mauerbau, den der Altkommunist ihm so erklärte: „Die Mauer haben wir errichtet, um unsere inneren Feinde daran zu zerquetschen.“

„Revolution war nichts für Muttersöhnchen, wo gehobelt wird, fallen Späne“, sagt der alte Genosse in Erich Loests Roman *Es geht seinen Gang* oder *Mühen* in unserer Ebene, einem Zeitportrait der frühen Honecker-Jahre. Von der „Ruhe im Beton“ ist da die Rede, von Elternehrgeiz, Leistungsdruck und den ganz normalen Eheproblemen in der „Schlafstadt Leipzig“. Vom Alltagsleben in den siebziger Jahren der DDR, am Beispiel eines Durchschnittshelden, der sich, geboren im Gründungsjahr des Arbeiter- und Bauernstaates, als kleiner Ingenieur ohne Karriereambitionen in seinem Nischendasein in der genormten Gemütlichkeit eingerichtet hat. Einmal fällt da das Motto „Humanität kommt später“, entlarvend in seiner Kälte. „Wir haben schon was durchgemacht“, sagt ihm sein Mentor, ein Genosse der Stunde Null. „Keiner hat’s richtig aufgeschrieben, keiner kann’s nachholen. Literatur entsteht nicht auf Bestellung. Wir haben schon wieder weiße Flecke.“

In Erich Loests Lebensbericht *Durch die Erde ein Riß* spricht der Chronist von sich in der dritten Person. Versuch einer deutschen Autobiographie ohne alle Beschönigungen, einzig in ihrer Art. Der Erzähler, 1926 geboren, Generation Hitlerjugend, in den fünfziger Jahren Eintritt in die SED, Redakteur der »Leipziger Volkszeitung«, arbeitet darin den Punkt heraus, der ihm politisch das Genick brach, Parteiverfahren, Verdammung, Prozeß, Zuchthaus, gemordete Lebenszeit. Es ist der Bildungsroman eines Moralisten, der das Pech hat, immerfort anzuecken. Ein Sachse wie Friedrich Nietzsche: *Ecce homo*. Wie man

wird, was man ist. [Seltsam, immer wieder waren es Sachsen, die sich bemühten, radikal auf den Grund ihres Leben zu gehen.] Zu objektiv, also »standpunktlos« zu schreiben, war der Vorwurf – kennt noch jemand die Diskussion um den sogenannten „Bitterfelder Weg“? Loest geriet in das Getriebe sozialistischer Kulturpolitik. In seinem Lebenslauf fallen Sätze wie diese: „Es war eisig geworden. Jetzt werden wir es ungleich schwerer haben mit der Demokratisierung, begriff L., die Stalinisten sitzen wieder fest auf ihren Stühlen, keine Rede kann mehr sein, mit neuen Leuten neue Politik zu machen.“ Man stelle sich vor, ein Kafka-Leser, das war einer der Anklagepunkte. L., als ihm der Prozeß gemacht wird „lauschte in den Gesetzestext hinein.“ Wer gegen die Arbeiter- und Bauernmacht hetzt, gegen ihre Organe usw. Auch Otto Gotsche taucht in seinem Bericht auf: Loest schildert, wie seine Frau Annelies, im Bemühen um die Freilassung ihres Mannes, eine Audienz bei einem der mächtigsten Männer des Staates bewirkt. „Sekretär des Staatsratsvorsitzenden Ulbricht und Nebenerwerbsschriftsteller, in seiner kargen Freizeit schrieb er schematische, kunstlose Romane über den proletarischen Kampf.“

Den gleichen sachlichen Ton wird man auch bei Ines Geipel finden, straffe Gedankenketten, der Text als Montage aus O-Tönen, Zitaten, Reflexionen. Auch bei ihr wird Geschichte am eigenen Leib erzählt. Wird der Körper als Schlachtfeld der Biopolitiken, nicht nur in den Diktaturen, begriffen. Auch bei ihr geht es darum, literarisch einen Prozeß zu führen, unbestechlich, nicht zuletzt gegen sich selbst. Interessant, daß sie mit diesem Ansatz, oft attackiert, immer wieder auch vor Gericht landete. Nicht viele Schriftsteller unserer Zeit können auf so viele Prozeßakten verweisen. Akten, in denen sie die Möglichkeit, frei zu sprechen, verteidigen mußte. Die Aktenordner, in denen es um ihr Leben geht (Doping, Observation durch das MfS, Klagen und Unterlassungsklagen), überschreiten bestimmt alles, was es von ihr an Manuskripten gibt. Wir müssen, wenn wir Loest lesen, hinabsteigen in den Keller der Geschichte; Ines Geipels Schreiben dreht

sich darum, aus den Kellern wieder ans Tageslicht zu kommen. Einzelschicksale sind Gegenstand der Therapie, ihre Bücher der Versuch, das Einzelschicksal, inklusive ihr eigenes, schriftstellerisch als ein öffentliches zu verhandeln, bevor die Keller verschüttet werden, die Schlüssel zu ihrer Öffnung verrostet.

Man hat mich vor dieser Autorin gewarnt. Ich habe mir die Freiheit genommen, ihre Bücher zu lesen, manche davon zum ersten Mal. Dabei habe ich ihre Publikationen seit langem verfolgt. Ein weiter Fächer von Schreibformen eröffnet sich, wenn man das Werk der Autorin liest. Romane, Gedichte, Hörspiele, Berichte, Recherchen, Biographien und eine höchst eigenwillige Form der persönlichen Erzählprosa, man könnte sie den Reportage-Essay nennen. Geschichte anhand von Fallgeschichten erzählt, ein soziologisch, psychoanalytisch fundiertes Schreiben, zentriert um die Themenkomplexe Leistungssport (mit der Bruchstelle Doping), Erziehung im Sozialismus, Gewalt in der Familie, die Normierung der Körper, Kindheits- und Generationsmuster, Erinnerungspolitik, Zensur und Depression, zuletzt erst das Kosmosprojekt der DDR, Raumfahrt als Teil des Rüstungswettkampfs – Themen, die alle ein Gewebe bilden, ein Geflecht aus Zusammenhängen, die nach dem Willen ihrer Agenten und Täter am besten verborgen geblieben wären.

Daß sie die Motivstränge in ihrer Verstricktheit nie aus den Augen läßt, ist das Typische an den Büchern der Ines Geipel. Hier ist eine unterwegs in den Archiven, in Interviews, Befragungen im Freundeskreis, eine Rechercheurin, die damit zuverlässig die Eifersucht der Journalisten auf sich zieht. Kein Wunder, daß es immer wieder Journalisten sind, die sich ihr entgegenstellen. Der Einzelne hat es nicht leicht, wenn er auf eigene Faust investigativ operiert. Das wissen wir von Siegfried Kracauer, der mit seiner Studie Die Angestellten nicht nur die Presse der Weimarer Republik, auch die Fachwissenschaft so aufwirbelte, daß

sie es diesem kritischen Geist lange verübelte. Selbst die Vertreter der Frankfurter Schule hatten mit einem wie ihm ihre Mühe.

Aber jetzt Ines Geipel. Ich kenne kaum eine andere Autorin der Nachwendeliteratur, die ihren eigenen historischen Erfahrungsraum in ihren Studien so konsequent ausmißt (auch ausmistet), und dies aus persönlicher Anschauung. Kein abstrakter Ansatz ist das, kein bloßes journalistisches Interesse, die eigene, immer in Frage gestellte Lebenserfahrung, das Verdrängte und das Verleugnete daran, ist die Wurzel ihrer schriftstellerischen Unternehmungen.

Mit Büchern wie Verlorene Spiele. Journal eines Doping-Prozesses (2001), Für heute reicht's. Amok in Erfurt (2004), Heimspiel (2005) Black Box DDR. Unerzählte Leben unterm SED-Regime (2009), Seelenriss. Depression und Leistungsdruck (2010), Generation Mauer. Ein Portrait (2014), Tochter des Diktators (2017) über die Liebe der Ulbricht-Tochter Beate zu einem italienischen KP-Funktionär, oder Umkämpfte Zone. Mein Bruder, der Osten und der Hass (2019), zuletzt Schöner, neuer Himmel. Aus dem Militärlabor des Ostens (2022), um nur diese zu nennen, hat sie dem Leser ein breites Spektrum der Aufarbeitung von Geschichte und Geschichten aus dem anderen deutschen Staat und ihren Nachwirkungen eröffnet. Und so brisant war ihr Stoff offenbar, daß sie damit freiwillig, unfreiwillig immer wieder in Debatten eingegriffen hat, in Debatten gefragt war, wie die zahllosen Talk-Show-Einladungen, Interviews und Zeitungsbeiträge bezeugen. Im steten Wechsel von Roman und Sachbuch hat sie ein Feld bestellt, einsam beackert, könnte man sagen, das vor allem für westliche Leser oft auch Neuland war. Die Flucht über die grüne Grenze von Ungarn nach Österreich im Sommer 89 war der Wendepunkt ihres Lebens, im DDR-Jargon: das Überlaufen zum Klassenfeind. Beschrieben hat sie ihn in dem Roman Heimspiel (2005), den Moment des Abschieds aus verbrannten

Verhältnissen. Als Studentin der Germanistik an der Jenaer Universität, nach ihrem unfreien Fall aus dem Leistungssport, hatte sie öffentlich gegen die Niederschlagung des Studentenaufstandes in Peking potestiert. Die Bilder vom Platz des Himmlischen Friedens waren der Anfang. Von heute aus gesehen, der erste Schritt in eine fortwährende Opposition.

Bleiben oder gehen, das macht den Unterschied für die Biographien in Ost und West. Ines Geipel, Tochter eines Parteivaters, Stasi-Agenten im Auslandseinsatz, Direktor des Pionierpalasts in Dresden (ein Detail, das in mir als Dresdner, zwei Jahre vor ihr geboren, alle Phantasien mobilisiert), Leichtathletin des SC Jena, Studentin der Germanistik, hat, und das allein gilt, den Schritt ins Unbekannte gewagt. Der Aufbruch in den Westen war die Lebensentscheidung, aus der alles weitere folgte. Nach Darmstadt gehen, dort spät noch ein Studium der Soziologie und Philosophie zu meistern, mit Nebenjobs selbst finanziert, ist keine Kleinigkeit, bedenkt man die Herkunft, ein privilegiertes, auf eine sozialistische Karriere abonniertes Leben im Dresdner Villenviertel am Weißen Hirsch. Man könnte einiges von der Sportlerin sagen, der Sprinterin, Staffelläuferin, der jungen Frau, die damals zum Kader gehörte, nichts ehrenrühriges jedenfalls. Aber das war Phase Eins ihres Lebens, darum geht es hier nicht, wir sprechen von Phase Zwei.

Ein Satz nur, ich kann mir Ines Geipel, schon aufgrund ihrer sportlichen Vorgeschichte, nur als einen kämpferischen Menschen vorstellen. Was sie nicht mehr losließ, war die Spaltung des Landes, der historische, geographische Riß, von einer Tektonikverschiebung ist bei ihr die Rede. Der Sprung in die Literatur war sicher etwas, das die meisten ihrer Sportskameraden abgehängt hat. Seither versucht sie, dem etwas entgegenzusetzen, was sie das „Verschweigen, wegerzählen, umdeuten, nivellieren, ausblenden, vermeiden, vergessen“ genannt hat. Aus der Ordnung eines inneren Krieges kommend, geht es ihr um

die Unrechtsbilanz der DDR. Aus ihr erklärt sich vieles, was bis heute an ungelösten Problemen das Land in Atem hält. „Das entscheidende Wirkungsprinzip des real existierenden Sozialismus war Gewalt“, zitiert sie den Psychoanalytiker Hans- Joachim Maaz. Aus dem von ihm diagnostizierten Gefühlsstau läßt sich manches erklären, auch der Antisemitismus und Neonazismus als Giftkapseln, die pünktlich nach dem Ende der DDR aufbrachen, die Ausländerfeindlichkeit, der Pegida-Zulauf und die Wahlerfolge der AfD. Ihr bitteres Fazit: „Historische Wahrheit perlt an der inneren DDR ab wie Fett an einer Teflonschicht.“

Sie war es, die Inge Müller, eine fast vergessene Dichterin, aus dem Trümmerberg ausgrub. Übrigens mit Hilfe ihres berühmten Mannes und gegen manche Widerstände. Ein Gedicht Wolf Biermanns war ihre erste Erfahrung mit der Zensur nachdem alle Zensur abgeschafft schien. So läuft das in der deutschen Literaturüberlieferung. Ihre Anthologie aus Stimmen der unterdrückten Literatur in der DDR, Zensiert, Verschwiegen, Vergessen. Autorinnen in Ostdeutschland. (2015), gemeinsam mit Joachim Walther, war nicht nur das Gesellenstück der gelernten Germanistin, ein Herausgeberprojekt, auch ein Akt postumer Solidarität. Der warme Blick auf die Untergegangenen ist ihr in Rezensionen bestätigt worden. Den kalten Verhältnissen die Wärme der späten Erkenntnis einzuhauchen, aufzuarbeiten ohne zu richten, ist der Grundantrieb ihres Schreibens. Wenn das Gespräch so oft verweigert wird und stattdessen in Aggression umschlägt, juristische Klage und abermals Denunziation, sagt das einiges aus über den Stand der Aufarbeitung.

Ich muß mich fragen, warum ich mit alledem nichts mehr zu tun haben wollte. Und finde mich, zu meinem Erstaunen, wieder in ihrem Portrait „Generation Mauer“. Warum erst die späte Lektüre? Vermutlich weil mir der Abschied von gestern leichter fiel als den meisten, mit denen sie sprach. Die paar



Jahre DDR, eine Kindheit und Jugend lang, sollten mich nicht bestimmen, das war beschlossene Sache. Zumindest wurde nicht das daraus, was viele nun wie einen Fetisch beschwören: eine Identität. Und doch finde ich mich in der von ihr beschriebenen Vergangenheit wieder und damit verpflichtet, ihr beizustehen.

Die unerlöste Gewaltgeschichte der sozialistischen Diktatur, nun betrifft sie auch wieder uns selber, und siehe da, sie betrifft uns alle. Wer hätte gedacht, daß aus einem kleinen KGB-Spitzel aus Dresden, Wladimir Putin, dem ewigen Tschekisten, der sich im neuen Rußland den Staatsapparat unterwarf, eine Bedrohung für den Weltfrieden erwachsen könnte, sogar die neuerliche Gefahr eines Atomkriegs? Die Autorin und ich, in derselben Stadt geboren, wir kennen die Stationen, die uns in diese jüngste Lage gebracht haben. Wir könnten manches erzählen. Die Frage ist nur: wer hört einem zu?

Einmal hat Ines Geipel einen Bestseller geschrieben. Viel diskutiert, aufschlußreich auch für Soziologen, wie es sich für eine Feldstudie gehört: Generation Mauer, ein Buch wie eine Schachtel, mehrfach überarbeitet, sie könnte es eigentlich immer weiter schreiben. Einige der Beteiligten sind, vielleicht weil sie sich im weiteren Verlauf ihrer Geschichte nicht mehr wiederfanden, ausgestiegen. Gespaltene Existenzen, bis heute ist die Ost-West-Zerreißung, der Kampf um die Wahrnehmung der eigenen Lebensbeichte ein Problem. Generation Mauer war eine Versuchsanordnung, ein Arrangement aus ineinander verwobenen Biographien nach dem Matrjoschka-Prinzip. Geschichten, die über zwei Diktaturen hinweg auseinander hervorgehen, mehrere Generationen, vom Zweiten Weltkrieg hinüber in den Kalten Krieg bis hin zum jüngsten Kind, der kleinsten der Schachtelpuppen, von dem die Soziologen nur ansatzweise schon wissen. Diktaturerfahrung als transgeneratives Kraftfeld, nennt Ines Geipel das, und beharrt, als Erzählerin, die keinen der Fäden verliert, auf den Zusammenhängen, historisch wie familiär. Die

Gruppe der in den sechziger Jahren Geborenen, sei „die Generation der Rekonstruierer, Vergewisserer, Rechercheure, Herausschäler, oft genug auch der Rückkehrer“, sagt sie. Was sie in ihren Gesprächen mit diesen Menschen antrieb, war nicht Geschichtsschreibung als neutrale Sache, sondern die Suche nach Gerechtigkeit, die Hoffnung auf eine verbindende Erzählung. Denen eine Stimme zu geben, die meistens nicht für sich selber sprechen, ihre Stimmen zu bewahren bevor sie endgültig verschüttet werden. Jedes ihrer Bücher ist zuverlässig zum Politikum geworden, viel Stoff zum Streit, auch das ein Beweis ihrer Qualität.

In ihren Erinnerungsprojekten kommt die DDR nicht besser weg als jede andere Diktatur auch - dabei war sie vermutlich noch die bequemste. Schließlich war sie auch eine deutsche, da ist es vom Volk zur Volksgemeinschaft und zurück zum Volk nicht weit, jede Art Zwang kann wieder zusammenschweißen. Ines Geipel spricht sehr deutlich von der „ostdeutschen Einschlußgesellschaft“, vom „Angstsystem DDR“. Was sie umtreibt, ist die „Vergessenspolitik“. Sie spricht von den Erinnerungssperren, die hinter dem permanenten Talk-Show-Gerede weiterwirken. Wer konnte auch ernsthaft glauben, daß diese zweite deutsche Diktatur, die anti-faschistische, in ihrer alle Familien, jedes Einzelleben vom Kindergarten bis ins Berufsleben durchdringenden Kontrollherrschaft sich in Routinen des Gedenkens bewältigen ließe? Geschichte ist ein Pfeil, der durch die Generationen hindurchgeht und seine rostigen Spuren in jedem einzelnen Körper hinterläßt.

„Die Vergangenheit läßt sich nicht reparieren.“ Ein Satz von Penck, dem Weltbild-Maler aus Dresden, ein Künstler, der die meisten der Probleme, die in Ines Geipels Büchern verhandelt werden in seinen Bildern beispielhaft aufhob, Malerei als gelungene Therapie.

Wenn die Vergangenheit sich auch nicht reparieren läßt, kann man sie doch rekapitulieren immerhin, im Rekurs reanimieren, man kann sie kritisch rekonstruieren. Was Ines Geipel, die Einzelkämpferin, in ihren Büchern immer aufs Neue versucht. Demnächst wieder, wie ich sie kenne.